

Intendant Marc Günthers zweite Spielzeit in Köln begann ebenso medioker wie die vorangegangene endete. Nun inszenierte der Hausherr „Don Carlos“.

Kasper Carlos in Köln

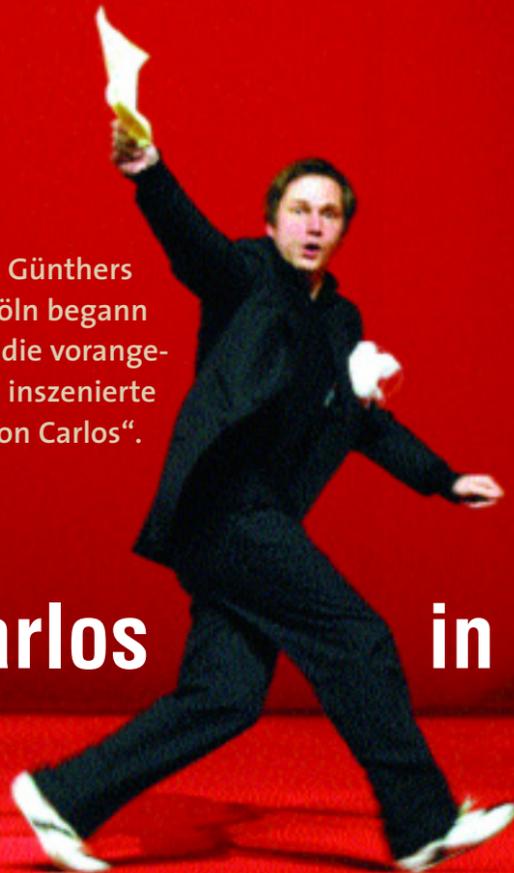


Foto: Klaus Lefèvre

DETLEV BAUR

1 | **Wohin geht die Reise? Don Carlos (Markus Scheumann), im Hintergrund die geliebte Stiefmutter Elisabeth (Oda Pretzschner).**

Köln ist Deutschlands Zentrum trialer Fernsehverblödung. „Big Brother“, „TV total“ oder „Deutschland sucht den Superstar“ kommen aus der Karnevalshochburg. Doch in den 70er und 80er Jahren zählte das Schauspielhaus der Stadt zu Deutschlands führenden Bühnen – das ist lange vorbei. Die Neugier des Publikums ist nach zähen letzten Jahren der Intendanz Günter Krämers und der Schauspielregie Torsten Fischers und schließlich nach Marc Günthers alles andere als gelungenem Start als Leiter des Schauspielhauses in der vergangenen Saison beschädigt. Noch nicht einmal das aus Frankfurt angereiste Gastspiel Michael Thalheimers, derzeit ein Starregisseur, der die Theaterlandschaft weit stärker prägt als die üblichen Kölner Regisseure, konnte das Haus füllen.

Marc Günther hat in der ersten Spielzeit 25 Premieren auf die vier Bühnen gebracht, sehenswert waren davon die wenigsten. (Zugegeben: Ich habe längst nicht alle gesehen, aber die Resonanz in den Feuilletons bestätigt diesen Eindruck). Günther und seine Dramaturgen

bieten vieles, entwickeln dabei aber keine Linie, das Haus zeigt keinerlei Profil. Das Ensemble ist sehr ungleich besetzt und findet bei immer neuen Gastregisseuren und vielen Kleinproduktionen offensichtlich nicht zusammen. Manche Inszenierung, in der vergangenen Spielzeit etwa Julien Greens „Süden“ in der Regie von K.D. Schmidt, war schauspielerisch eines professionellen Theaters unwürdig.

Auch die neue Spielzeit begann mit Premieren fast im Wochenrhythmus. Als Nummer 10 folgte nun des Hausherrn eigene Inszenierung. (Sein Einstand mit Italo Svevos „Ein Mann wird jünger“ scheiterte in der letzten Spielzeit als lahmes Boulevard desaströs). Er präsentiert Schillers „Don Carlos“ auf einer vielversprechenden Bühne (Jens Kilian): Ein riesiger roter Kasten eröffnet den Figuren weite Spielräume und beengt sie zugleich. Der König residiert hinter der aufschiebbaren Rückwand im schwarzen Nichts. Zuerst sehen wir Philipp (Michael Altmann) jedoch per Filmprojektion. Der Infant Carlos (Markus Scheumann) erscheint von Anfang an

wie ein hyperaktiver Jugendlicher ohne jede höfische Contenance. Kasper Carlos lümmelt sich durchs rote Königreich, was als Körpertheater munter, als Figurenporträt matt gerät. Scheumann zeigt infantile Unzufriedenheit, aber keine Leidenschaft, schon gar keine Verzweiflung. Dass er einen unerträglich kalten Vater hat, der auch noch seines Sohnes Versprochene zur Stiefmutter umfunktionierte, spiegelt sich in seiner Hampelei nicht wider. Sein Freund Marquis Posa bewegt sich als Bürokrat durchs familiäre und politische Hai-fischbecken. Weder politischer Idealismus noch intensive Freundschaft oder gar die wilde Entschlossenheit, diese Freundschaft dem Idealismus zu opfern, werden bei Lukas Holzhausen sichtbar.

Konsequenterweise wird die zentrale Szene zwischen den Antipoden Posa und Philipp zum enttäuschenden Versteckspiel mittels Videoprojektion. Erst treffen sie sich nur im bewegten Bild, dann weicht Philipp alleine auf die Bühne aus und spricht via Bildprojektion mit Posa, dann erscheint auch dieser zum faden Finale. Mediokre Effekte er-

setzen Dramaturgie und Personenführung, das Licht von Dirk Sarach-Craig wirft so seine Fragen auf: Stellen sich die Schauspieler im sparsam ausgeleuchteten Raum mit Absicht fast unermüdlich gegenseitig in den Schatten? Die zentrale Szene um die Forderung nach *Gedankenfreiheit* offenbart, dass die Inszenierung die eigene Freiheit, sprich: Abwesenheit von Gedanken hinter ordentlichem handwerklichen Können nur mühsam verbirgt. Schillers dramatisches Gedicht bietet vom Fami-

liendrama bis zur Staatsaktion eine Fülle leidenschaftlich erörterter Gedanken. Doch davon bleibt im Kölner „Carlos“ fast nichts. Auch die bühnenwirksame Figur des Herzog Alba (Andreas Grötzing) wirkt harmlos und blass. Alleine Michael Altmann überzeugt sprachlich mit bedächtiger, klar akzentuierter Sprachbehandlung. Sein Philipp hat etwas Buchhalterhaftes, doch wirkt diese Figur auch in ihrer Beschränktheit tiefgründig und geheimnisvoll. Im versöhnlich gut gespielten Finale mit

dem schneidend unerbittlichen Großinquisitor (Martin Reinke) und einem schwankenden Philipp zeigt sich, was dem ungleichmäßigen Ensemble zuvor fehlte. Aber nur mit höchst idealistischer Gedankenfreiheit berechtigt diese Szene zur Hoffnung auf ein Happy End im Kölner Theatertrauerspiel: Dass nämlich in Deutschlands Hauptstadt der tristen TV-Unterhaltung das Schauspielhaus endlich wieder ein kritisches, künstlerisches Gegengewicht darstellen möge.

KOMMENTAR

Völlig orientierungslos

Lachnummern und Luftbuchungen in Köln

Peter J. Raddatz, Geschäftsführender Intendant der Kölner Bühnen, findet deutliche Worte für die Politik der Stadt gegenüber seinem Haus: „Unberechenbar, unzuverlässig und völlig orientierungslos!“ Damit steht er in bester Kölner Tradition: Der vormalige Generalintendant Günter Krämer hatte die Kulturpolitik der Domstadt bei seinem Abgang 2001 als „Lachnummer der Republik“ bezeichnet. Und hatte damit leider so Recht, dass noch nicht mal seitens der Stadt Köln ernsthafter inhaltlicher Widerspruch erhoben werden konnte.

Die neuste Lachnummer mit toderntesten Nebenwirkungen: Nachdem noch im Oktober 2003 ein anders lautender Ratsbeschluss gefallen war, verfügte die schwarz-grüne Ratsmehrheit der Stadt im Dezember, dass die Bühnen 2005 bis 2007 jeweils einen Sparbeitrag von 3,5 Millionen Euro zu erbringen hätten. Praktisch gleichzeitig mit diesem Beschluss wurden mit dem neuen Generalmusikdirektor Markus Stenz und dem neuen Opernintendanten Christoph Dammann Verträge gemacht, in denen beiden eine Höhe des künstlerischen Etats der Oper von 8,3 Millionen Euro garantiert wird. Für Raddatz entsteht damit folgende Situation: Die Stadt verlangt von ihm, dass er die ab 2005 geplanten Einsparungen realisiert. Diese Einsparungen widersprechen aber dem Vertrag, den Raddatz selbst mit der Stadt hat, denn dort wird ihm eine bestimmte Zuschusshöhe garantiert. Zudem soll er diese Einsparungen realisieren, ohne den künstlerischen Etat der Oper zu schröpfen. Denn den garantiert die Stadt deren Leitern Stenz und Dammann. Während sich also die Stadt gegenüber Raddatz vertragswidrige Kürzungen erlaubt, erwartete sie von ihm, dass er die vertraglichen Garantien gegenüber Stenz und Dammann respektiert. Dabei ist allen Beteiligten klar, dass die Einsparungen in 2005 so kaum zu leisten sind. Die Stadt, so Raddatz, habe ihm signalisiert, er solle 2005 notfalls den Etat überziehen – 2006 müsse die Stadt das Defizit dann kraft der für die Bühnen gültigen Eigenbetriebsverordnung ohnehin ausgleichen. Doch so eine „Mogelei“ kom-

me für ihn nicht in Frage. Wie das Ganze ausgeht, war bei Redaktionsschluss offen. Denkbar ist sowohl ein Last-Minute-Kompromiss wie auch der große Knall mit Raddatz' vorzeitigem Abgang.

Natürlich muss man all dies vor dem Hintergrund der verzweifelten Haushaltslage der Stadt Köln sehen; und müsste zudem honorieren, dass CDU und Grüne trotz dieser verzweifelten Lage die Kultur als Schwerpunkt in ihren Koalitionsvertrag aufgenommen haben. Doch wenn man hier wirklich gute Absicht unterstellt, wirkt die Inkompetenz im Umgang mit Institutionen, Menschen und Verträgen nur um so haarsträubender. Allein schon die atmosphärischen Wirkungen sind verheerend. Raddatz ist stocksauer und empfindet das Verhalten seiner beiden Opernkollegen als „milde ausgedrückt: unsolidarisch“ – auch wenn Christoph Dammann inzwischen versichert, die Oper würde trotz der Vertragsklausel an den nötigen Einsparungen solidarisch mitwirken. Aber warum hat er dann einen solchen Vertrag unterschrieben? In dem Moment, so moniert Raddatz, wo am Theater gemeinsames Handeln bitter nötig wäre, treibt die Stadt einen Keil zwischen die Abteilungen des Hauses, indem sie nichtkünstlerisches und künstlerisches Personal, Schauspiel und Oper auseinanderdividiert. (Pikantes Detail am Rande: An den Etatzusicherungen für Stenz und Dammann war das Kulturdezernat noch nicht einmal beteiligt, im Gegenteil: es hat sogar davor gewarnt. Raddatz wurde natürlich auch nicht gefragt.) Und indem die Stadt die Bühnen zu Einsparungen verpflichtet, die nach Einschätzung aller Beteiligten unrealistisch sind, animiert sie das Haus zu unseriösem Wirtschaften. Alles, was Günter Krämer der Stadt einst vorgeworfen hatte: Konzeptlosigkeit, Vertragsbruch und unseriöse, weil widersprüchliche Vertragsgestaltung, bestätigt sich erneut.

In einem Ausblick auf das Jahr 2004 im *Kölner Stadtanzeiger* formuliert der kulturpolitische Sprecher der CDU-Fraktion, Richard Blömer: „Das Jahr 2004 steht ... ganz im Zeichen der Kulturhauptstadt-Bewerbung. Schon deshalb müssen Politik, Verwaltung und Kulturverantwortliche schädliche Diskussionen über die städtische Kulturpolitik vermeiden.“ Das hat er wirklich schön gesagt, nicht wahr?

▶ DETLEV BRANDENBURG